Genesende Kinder nicht verwöhnen!

(Ein Rat für die Mütter.)

Die Tage der Gefahr sind vorüber! Der kleine Patient, durch die Krankheit geschwächt und reizbar geworden durch das lange Liegen, macht jetzt der noch immer besorgten Mutter mehr Arbeit als zuvor — er versteht es. sie täglich fast 24 Stunden in Bewegung zu halten.

Genesender Kinder wissen ganz genau, wie wichtig man sie nimmt, und werden leicht zu kleinen Tyrannen. O, es ist so angenehm, der Mittelpunkt der Familie zu sein, so umsorgt und umschmeichelt zu werden. Alle Wünsche werden erfüllt, wenn es irgend möglich ist. Man braucht bloß in etwas klagendem Ton zu sagen: „Ach, ich hab da wieder Schmerzen", gleich kommt der zärtlich-ängstliche Ausdruck in Muttis Augen. Und sie tut, was sie kann! Fein ist das!

Die kluge Mutter zeigt dem Kinde ein gleichmäßig freundliches Gesicht, aber sie lenkt es langsam von seiner Ich-Bespiegelung auf die rasche Genesung. Ganz allmählich mindert sie das allzu Besorgte und Aengstliche, so daß Heinz oder Ingelein das verlorengegangene Selbstvertrauen wiederfinden und auch mal eine Stunde des Alleinseins vertragen.

Liebe, opferwillige Mutter, es liegt nicht nur in deinem, sondern auch im Interesse deines Kindes, daß es so schnell wie möglich wieder in seinen normalen Zustand zurückfindet. Deine übertriebene Sorge und Verwöhnung ist jetzt eher schädlich als nützlich. Nimm ruhig deine Hausfrauenpflichten wieder auf, die du während der Krankheit deines Lieblings so vernachlässigen mußtest. Mit Spielsachen und Spielen, mit Bilder- und anderen Büchern versehen — dem Alter und dem Temperament angepaßt —, vergißt das Kind bald, nur an sich und seine Wünsche zu denken. Sorge besonders für ein Beschäftigungsspiel, damit die sich langweilenden Fingerchen etwas zu tun haben.

Natürlich bedarf das genesende Kind noch der Pflege, einer sehr gewissenhaften Pflege sogar.

Nachgiebige Schwäche und Verzärtelung in den Tagen der Genesung können den Charakter eines Kindes, besonders wenn es schon von Natur weich und allzu anschmiegsam ist, ungünstig beeinflussen. Das Kranksein erhält einen großen Reiz. Und es wird gern benützt, um Unannehmlichkeiten in der Schule und im Hause zu entgehen. Es gibt Kinder, die es verstehen, mit eingebildeten oder — schlimmer — mit vorgespiegelten Wehwehs, später mit Kopfschmerzen, Halsschmerzen usw. die Mutter in Angst zu versetzen. Und man erreicht auf diese Weise manches, was man sonst nicht erreichen würde.

Beate.

Die Stadt der schönsten Männer

Erzählt von G. W. Beyer.

Vorausgeschickt sei hier gleich, daß nachfolgende Geschichte sich gestern in einem angelsächsischen Lande zutrug, wo die Menschen auch noch für andere Dinge Zeit und Interesse haben als nur für die bange Frage: Wie schlage ich mich durch in dieser Not?

Hatte da ein angesehener Kaufmann aus der Hauptstadt seine junge Frau nach Ramslow in die Sommerfrische geschickt. Ihn selbst hielten die Geschäfte in der Stadt zurück. Doch wenn Mister Brown einmal ganz ehrlich hätte sein wollen, so müßte er hinzugefügt haben: „Uebrigens bin ich sehr froh, wenn ich meine Frau mal sechs Wochen lang nicht zu sehen bekomme. Denn jeden Tag, den wir zusammen sind liegt sie mir in den Ohren, stöhnt mir vor, daß sie nichts anzuziehen hat, daß ich knauserig bin, und so weiter und so weiter. Aber darf man denn als vernünftiger Mann dem Weibe jeden Willen tun?" Nein, Mister Brown, für Leute, die einen Konkurs scheuen, ist das durchaus nicht ratsam, und für Ihre Gattin kann das nur eine Lehre sein, wenn sie einmal sechs Wochen lang allein im Seebad sitzt, lediglich auf ihr mageres Zehrgeld angewiesen.

Als guter Ehemann erkundigte sich nun Mister Brown wöchentlich zweimal schriftlich bei seiner Frau, wie es ihr ginge. „Danke, ganz gut", hieß es zuerst ein wenig kühl. Aber dann kam ein längerer Brief, der von Ramslow geradezu schwärmte. Nein, was war das doch ein nettes Städtchen! Der schönste Strand, die saubersten Straßen, die freundlichsten Häuser und Menschen, das wärmste Seewasser, die gesündeste Luft, die herrlichste Landschaft. Aber das sei gar nichts gegen einen noch weit größeren Vorzug: Ramslow hätte die schönsten Männer in der ganzen Welt aufzuweisen. Ach so herrliche, reckenhafte Gestalten mit gebräunten Gliedern und Gesichtern. Wundervoll!

Mister Brown müßte ein Trottel gewesen sein, hätte ihn nicht diese Hymne zu denken gegeben: Sollte sich deine Frau in einen von diesen Ramslowern verguckt haben? Oder stimmte das wirklich mit den schönen Männern von Ramslow? Mister Brown konnte keine beruhigende Antwort finden.

Da er aber wie jeder vernünftige Mensch von heute gewohnt war, seine Zeitung als Alleswisserin zu betrachten, so verfügte er sich auf deren Schriftleitung und ließ sich beim Chef vom Dienst melden: „Wissen Sie etwas davon, daß die Ramslower die schönsten Männer der Welt sein sollen?" Nein, dem Zeitungsmann war davon nichts bekannt, und auch im Archiv konnte man keinen Ausschnitt finden, der die ganz besondere Schönheit der Männer von Ramslow gepriesen hätte.

„Aber", meinte der Chef vom Dienst, „die Sache interessiert uns ungemein, und wir werden einen Sonderberichterstatter sofort nach Ramslow schicken, um ihr auf den Grund zu gehen." Mister Brown, noch immer sehr beschäftigt, war damit einverstanden.

Man kann es der Zeitung nicht verübeln, wenn sie ihren Lesern — garantiert 1 345 788 — schleunigst Mitteilung davon machte, daß sie zur Lösung einer so wichtigen Frage einen Berichterstatter nach Ramslow entsandt habe. Die Hauptstadt horchte auf, und sonderlich die Männer warteten gespannt auf das Ergebnis der Untersuchung.

Mister Swift, der Sonderberichterstatter, sollte sich natürlich vor allem selbst durch den Augenschein überzeugen. Also erschien er vorerst in tiefstem Inkognito am Strand, spazierte durch die Straßen, besuchte die nächste Umgebung und gelangte tatsächlich zu der Ansicht, daß Ramslow um seine kräftige, sonngebräunte, gesunde und schöne männliche Jugend zu beneiden war. Diese seine Ueberzeugung teilte er den 1 345 788 Lesern seiner Zeitung spornstreichs mit.

Am nächsten Tag lüftete Mister Swift sein Inkognito, suchte den „Kurdirektor" auf und bat diesen um eine Erklärung zu der außerordentlich interessanten und bisher so wenig beachteten Tatsache. Mister Crop, der „Kurdirektor", wunderte sich: Das sei doch auf der ganzen Welt bekannt, daß die Ramslower Männer sich durch Schönheit auszeichneten und er müßte sich sehr wundern, daß die Hauptstadt davon noch nichts zu wissen scheine. Er wäre in seiner Jugend viel in der Welt herumgekommen, und einmal hätte ihn eine kleine Chinesin in Shanghai begrüßt: „Ach, Tommy, du kommst sicher aus Ramslow, so schön bist du!"

„Ja", wollte Mister Swift nun wissen, „worauf mag denn diese erstaunliche Schönheit zurückzuführen sein?" Der „Kurdirektor" mußte sich schon wieder wundern: „Worauf? Na, die Antwort sollten Sie eigentlich schon längst gefunden haben. Auf unsere wunderbare Luft, gepaart mit dem großartigen Strande und dem herrlichen Wasser! Alle Fremden, die einmal nach Ramslow kamen und sich hier nur ein paar Wochen lang aufhielten, kehrten wesentlich verschönert in die Heimat zurück."

Diese Erklärung leuchtete den 1 345 788 Lesern der Zeitung des Mister Swift ein, und eine ganze Reihe unter dem männlichen Teil packte sofort sein Bündel und fuhr auf ein paar Wochen nach Ramslow. Sicher nur, damit ihre Frauen sich mit schönen Gatten brüsten konnten, denn das männliche Geschlecht ist ja bekanntlich heutzutage gar nicht eitel. Als Mister Swift nach viertägigem Aufenthalt Ramslow verließ, war auch das letzte verfügbare Bett mit einem schönheitshungrigen Fremden belegt. Ramslow konnte wahrhaftig zufrieden sein.

Mister Brown war es auch. Er wußte ja jetzt, daß seine Strohwitwe die Wahrheit geschrieben und sich nicht in einen Ramslower verguckt hatte. So gestaltete sich nach einigen Wochen das Wiedersehen sehr herzlich.

Doch bald darauf hatte Mister Brown wieder Grund zur Besorgnis. Denn er stellte fest, daß seine Frau ihn nicht um Geld anging und doch immer „etwas anzuziehen" hatte. Woher nahm sie die Mittel?

Mister Brown stellte diese hochnotpeinliche Frage eines Abends sehr ernst an seine Gattin. Da lachte sie ihn aus: „Für den Brief, der dich damals beunruhigte, hat mir doch der Kurdirektor in Ramslow zweihundert Pfund gegeben. Die ganze Geschichte war ja nur ein Reklametrick von ihm, und die Ramslower sind nicht schöner als du!"

Begreiflicherweise machte Mister Brown ein erstauntes Gesicht. Einesteils der merkwürdigen Eröffnung, andernteils der ungewohnten Schmeichelei wegen. Dann fragte er: „Ja, woher kamen denn die kräftigen, sonnengebräunten, gesunden und schönen Männer in Ramslow?" — „Die hat sich der Kurdirektor für fünf Schilling täglich von den nächsten Arbeitsämtern verschreiben lassen."

Die Trauung heilt den Taubstummen

In Hull (Illinois) hatte sich vor kurzem ein junger Mann, der seit seinem sechsten Jahre taubstumm war, mit einem Mädchen aus der gleichen Stadt verlobt. Bald darauf fand die Trauung statt. Verständlicherweise herrschte in Hull lebhaftes Interesse für das ungleiche Paar, und zur Zeremonie hatten sich außer zahlreichen Gästen noch Hunderte von Neugierigen eingefunden. Die Verlobten knieten nun vor dem Altar, und der Geistliche richtete an den Bräutigam die übliche Frage. Jedermann erwartete von seiten des Taubstummen nur ein zustimmendes Kopfnicken. Doch statt dessen kam aus seinem Munde ein deutliches, wenn auch im höchsten Diskant ausgestoßenes „Ja!" Die durch den wichtigsten Augenblick seines bisherigen Lebens hervorgerufene Erregung hatte dem Taubstummen die Sprache wiedergegeben. Er konnte scheinbar das Wunder nicht fassen, und während alle Anwesenden ihn verblüfft anstarrten sprang der Bräutigam hoch, brach durch die Menge und schrie seine Freude wie in wildes Tier in die Welt hinaus. Erst nach zwei Stunden konnte er so weit beruhigt werden, daß er an der Seite der vor Freude weinenden Braut der Zeremonie bis zum Ende beiwohnte.

Die unverzagte Braut

Bill La Trasse, der Zugbandit von St. Louis, ist wieder zu dem anständigen Menschen geworden, der er war, bevor er im Jahre 1917 ein paar Reisende während der Fahrt mit vorgehaltener Pistole um ihre Börsen erleichterte. Er war damals mit der siebzehnjährigen Hazel Henderson verlobt. Als er nun ein paar Tage später zu 21 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, glaubte jedermann, das Mädchen würde sich von ihm abwenden. Doch Hazel blieb Bill La Trasse treu. Er brach aus, wurde wieder festgenommen. Die Zukunft sah noch trüber aus. Doch das Mädchen verzagte nicht. Es lebte zusammen mit Bills Mutter, und als diese in einem Bankkrach ihr ganzes Ersparte verlor, wandte sich Hazel an die Begnadigungsbehörde. Sie wollte gutsagen für ihren Bill, dafür haften, daß er ein anständiger Mensch würde, wenn sie ihn nur aus dem Zuchthaus entlassen wollten, damit er für seine Mutter arbeiten könnte. Hazel hatte Erfolg. Bill wurde entlassen, und ein einflußreicher Beamter veranstaltete eine Sammlung, die soviel einbrachte, daß der ehemalige Räuber sich eine Schusterwerkstatt einrichten konnte. Seit kurzem ist Hazel seine Frau. Sie hat vierzehn Jahre warten müssen.

Büchertisch

Daheim, 67. Jahrgang, Nr. 50. Jedem bringt dieses Heft etwas: dem, der Unterhaltung sucht: eine breite Fortsetzung des lustigen Romans „Die unruhigen Mädchen" von Fedor von Zobeltitz und eine Novelle „Die Feinde" von Susanne Tornwald; dem, der ein Bild aus der Zeit haben will einen Bericht über die Weltkonferenz evangelischer Jugend in Toronto; dem Jüngling, der einen Beruf sucht, einen Aufsatz „Der Weg zum Kapitän"; dem Techniker einen Beitrag „Die Brücke"; dem Sportler eine Vorschau auf die Olympiade 1932; dem Landmann etwas „Aus der Geschichte des Brotes"; dem Kunstfreund „Die Heimkehr der Madonna von Stuppach"; der Hausfrau einen ganzen Zeitschriftteil für sie allein; dem Rätselfreund Rätsel. Und daneben noch Bilder in Fülle und Farbigkeit, Ratschläge und endlich den berühmten Anzeigenteil, aus dem seit Bestehen des Daheim Stellungsuchende und Personalsuchende schöpfen. Der Preis für dies reiche Heft beträgt nur 50 Pfennig.

Wollen Sie wissen, was die Herbst- und Wintermode bringt? Dann lesen Sie das soeben erschienene neueste Heft der „Eleganten Welt", das an Hand künstlerischer Zeichnungen und photographischer Aufnahmen die ersten neuen Modelle bringt. Das mantel- oder jackenartig verarbeitete Straßenkleid aus neuartigem, weichen Wollstoff oder aus Samt in den Modetönen rot, braun und grün, das neuartig geschnittene Jackenkleid, das Nachmittagskleid aus feinstem Wollstoff, das kleine Abendkleid, das vielfach aus Rock und Kasak gearbeitet ist und das große Abendkleid mit der neuartigen Silhouette.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 35 — Altena, den 15. September — 1931

Womit erschweren wir uns die schweren Zeiten?

Mit der Ueberzeugung, besonders von ihnen betroffen zu sein, mit dem sicheren Gefühl, daß es andere ganz gewiß leichter haben als wir selbst; mit der sich daraus ergebenden Bitterkeit. Wir beobachten, schätzen andere nach äußeren Eindrücken ein und sind fest überzeugt: Die haben es gut! Wir selbst aber — Ach, o je! . . . und dann geben wir uns in Gedanken lange und innig mit unseren wirtschaftlichen und sonstigen Schwierigkeiten ab. Wer hätte es nicht schon so gemacht? Und wer wäre nicht gelegentlich aus allen Wolken gefallen, wenn er zufällig hörte, daß gerade die Leute mit der guten Aufmachung nach außen, aus der er kühn Schlüsse gezogen hatte, daß gerade die viel weniger noch ein und aus wissen als er selbst?

Heute interessieren sich die meisten viel mehr für die wirtschaftlichen Verhältnisse ihres Nebenmenschen als früher, — sie wollen Vergleiche ziehen zu der eigenen gedrückten Lage. Leider kommen sie aber selten zu einem für sie selbst tröstlichen Ergebnis, sondern rechnen sich nur aus, daß es dem Nebenmenschen entschieden besser gehen muß als ihnen selbst. Die Zusammen mit Bills Mutter, und als diese in Haus frau, die aus dem Bedenken des Soll und Haben nicht herauskommt, immer wieder mit neuem Hoffen an einen neuen Monat herangeht, in dem sich dringende Anschaffungen ermöglichen lassen sollen, und doch immer wieder durch noch Dringenderes das Dringliche zurückstellen muß — sie wird besonders zu bitteren Gedanken und Vergleichen neigen. Sie weiß nicht, wie sie den ewigen Druck der Sorgen aushält und glaubt dadurch, bei anderen könne es unmöglich genau so sein. Sie sieht die eigene Lage grau — und leider die der anderen leicht zu rosig. Die Beamtenfrau rechnet das höhere Gehalt des Angestellten. Daß er zurücklegen muß für Krankheits-, Unglücks- und Todesfall, daß drohende Entlassung wie ein Damoklesschwert über ihm schwebt — das rechnet sie nicht. Die Frau des Angestellten hingegen neidet der Beamtenfrau das Gesichertere der Lebensstellung.

Und weil man im Grunde so schlecht die Verhältnisse der anderen durchschauen kann, drum soll man sich auch mit Klagen Fernstehenderen gegenüber in acht nehmen. Wie viel Wirtschaften werden heute belastet durch dauernde Unterstützung alter oder finanziell ruinierter Familienmitglieder, ohne daß ein Außenstehender davon etwas ahnt! Was wissen wir, ob Schulden zu tilgen sind, wie weit eine jüngere Wirtschaft durch Abzahlung belastet ist, eine ältere durch das Wiederauffüllen in Wäsche, Möbeln, Wirtschaftsgeräten, deren Anfangsbestand in Kriegs- und Valutazeit hätte ergänzt und aufgebessert werden müssen, was nun jetzt allmählig nachgeholt werden muß, gerade in der Zeit, in die in vielen Familien die Ausbildung der Kinder fällt. Die heute so oft gehörte Redensart. „Aber Sie können doch nicht klagen!" kann ungewollt zu einer Taktlosigkeit werden, wenn sie den anderen verbittert, der wiederum glaubt, der von Sorgen stärker Belastete zu sein.

Sie helfen nichts, sie bessern nichts — die bitteren Gedanken, die ausgesprochenen Klagen . . . sie lassen den Druck nur noch stärker empfinden

Gesellschaftliches „Zuviel"

Eigentlich hätte man eher Grund, heute über ein gesellschaftliches „Zuwenig" zu klagen. Man hört oft zur Entschuldigung anführen, daß man heutzutage zu all diesen konventionellen Dingen keine Zeit mehr habe. Und wie wenige Sekunden gehören doch zu ein paar Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten, mit denen man sich das Leben so ungemein erleichtern kann! Allerdings ist es hierin manchmal nicht leicht, das richtige Maß zu halten, besonders für Menschen impulsiver Natur und nur ein feines instinktives Gefühl, verbunden mit einer gewissen Selbstzucht können manch einen vor einem gewissen „gesellschaftlichen Zuviel" bewahren.

Es gibt Menschen, die andere gleich beim ersten Kennenlernen mit übergroßer Liebenswürdigkeit überschütten, sie auffordern, sie zu besuchen, mit ihnen zu verkehren und dann allmählich an diesen neugewonnenen Freunden alle möglichen Eigenschaften entdecken, die einen näheren Verkehr wenig wünschenswert erscheinen lassen. Da ist es dann manchmal recht unangenehm, sich wieder zurückzuziehen. Um solchen Enttäuschungen zu entgehen, sollte man sich bei neuen Bekanntschaften doch immer etwas abwartend verhalten, auch wenn sich sofort eine starke Sympathie geltend macht. Nicht alle Menschen können sich unbedingt auf ihren guten Instinkt verlassen. Darum ist es besser, Vorsicht walten zu lassen.

Gäste bei sich zu sehen, sie liebenswürdig aufzunehmen, sie zu verwöhnen, daß sie sich bei uns wohlfühlen, ist eine besondere Kunst. Sich zu sehr um das Wohl der Gäste bemühen zeigen, kann sehr stimmungstötend wirken; der Gast fängt an, sich unbehaglich zu fühlen, empfindet die Fülle der Aufmerksamkeiten als Last, auch schon weil er sich in einem fort bedanken muß. Es gibt eine Menge Menschen, die es wenig lieben, wenn in Gesellschaft die Aufmerksamkeit allzu sehr auf ihre Person gelenkt wird, wie das ja auch häufig durch sehr eindringliches Nötigen bei Tisch durch die Hausfrau geschieht. Hat der Gast auch schon ein paarmal gedankt, wenn ihm diese oder jene Speise angeboten wurde, denkt die Dame des Hauses doch mit Gutzureden zum Weiteressen nötigen zu müssen; — scheint aber alles nichts mehr zu nützen, zeigt sie mit einem „Es schmeckt wohl nicht" ihre verletzte Hausfrauenehre.

Zuviel des Guten kann man auch mit einem allzu üppigen Mahl tun. Zu vollgefüllte oder überladene Schüsseln sind direkt unästhetisch; und wenn nach Tisch die Kette der Genüsse gar kein Ende nimmt, auf Mokka, Schnäpse, Obst, Wein, Bier, Konfekt, Kuchen und wieder Brötchen ohne Pause folgen — es ist gewiß alles gern gegeben und herzlich gut gemeint — dann fragt man sich im stillen doch, ob denn diese Menschen ganz vergessen, daß geselliger Verkehr nicht nur im gemeinsamen Essen besteht, sondern daß gute eine anregende Unterhaltung die Hauptsache sein soll. Gewiß wirkt gutes Essen sehr stimmungsfördernd, aber ein „Zuviel", ein Stopfen und Vollfüllen macht müde und phlegmatisch.

Schließlich sei noch das „Zuviel" beim Schenken erwähnt. Da kommt es nicht immer auf die Größe der Gabe an. Ein kleiner Blumenstrauß kann oft viel mehr Freude auslösen, als irgend eine Kostbarkeit, bei deren Empfang der Beschenkte sich vielleicht bedrückt fühlen würde und der quälende Gedanke sich seiner bemächtigt „Wie revanchiert du dich bloß — das übertrifft ja weit deine Verhältnisse!"

Auch ein „Sich zu viel um Menschen kümmern", wenn sie Sorgen haben oder krank sind, kann als neugierig oder aufdringlich empfunden werden. Liebevolle Teilnahme wird man gewiß niemanden verwehren, aber es gibt doch unendlich Viele, die in Krankheitsfällen den begreiflichen Wunsch nach Ruhe haben oder bei Leiden seelischer Art, Sorgen, Todesfällen sehr energisch wünschen, allein gelassen zu werden, um erst einmal wieder zu sich selbst zurückzufinden.

Natürlich kann man diesem „Gesellschaftlichen Zuviel" keine feste Norm geben, aber bei einigem aufmerksamen Beobachten seines Freundes- und Bekanntenkreises wird man bald herausfinden, bei wem von ihnen man sich spontane Aufmerksamkeiten und Herzlichkeiten erlauben kann und bei wem man mit einem „Zuviel" anstoßen könnte.

Ruth von Kropff.

Aus dem weiblichen Berufsleben

Neues von der Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenausbildung.

Schul- und Ausbildungswesen werden bekanntlich nicht vom Reiche, sondern von den einzelnen Ländern geregelt. So ergeben sich Abweichungen in bezug auf Umfang und Dauer der Fachschullung, die ihrerseits wiederum auf die Bewertung der erreichten Kenntnisse zurückwirken. Gegenseitige Anerkennung zwischen den Ländern wird naturgemäß nur bei gleichem Niveau des Ausbildungsganges zugestanden. Es ist daher stets zu begrüßen, wenn für einen Beruf einheitliche Bestimmungen im ganzen Reiche vereinbart werden, wie es seit etwa einem halben Jahre im Hinblick auf die Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminare erreicht werden ist. Durchweg wird nunmehr in allen deutschen Ländern die Seminaraufnahme von angemessener Schulbildung, hauswirtschaftlicher Vorbildung und solcher in Nadelarbeit abhängig gemacht. Wo das Abgangszeugnis einer Mädchenrealschule, sechsklassigen Mittelschule oder eines Lyzeums nicht durch ein gleichwertiges Zeugnis ersetzt werden kann, muß eine Aufnahmeprüfung stattfinden, die sich jedoch auf keine Fremdsprache erstreckt. Auch über hauswirtschaftliche und Nadelarbeitskenntnisse entscheidet in Ermangelung anderer Belege eine Vorprüfung, die körperliche Eignung muß durch einen beamteten Arzt bestätigt werden. Die Ausbildung für das Kindergärtnerinnenfach allein dauert 1½ Jahre, für dasjenige der Kindergärtnerin und der Hortnerin insgesamt 2 Jahre. Der letztere Beruf ist in Verbindung mit dem der Kindergärtnerin erlernbar, kann also nicht weniger als 2 Jahre in Anspruch nehmen. Ueber Anrechnung zuvor erworbener Ausbildungen — sie kommt bis zu einem halben Jahr in Frage — entscheidet das Land, in welchem die Prüfung stattfinden soll. Ein Staatskommissar nimmt sie ab. Der Unterricht in den Ausbildungsanstalten darf ausschließlich von staatlich zugelassenen Fachkräften erteilt werden. Die Seminare müssen über einen Kindergarten, wo die Hortnerinnenausbildung einzugreifen ist, auch über einen Hort verfügen, so daß ausreichende Gruppenarbeit der Schülerinnen verbürgt wird.

Neuerdings ist man darauf aufmerksam geworden, daß der Beruf der Kindergärtnerin in erheblichem Maße Saisonarbeit bedingt, da die in Sommerheimen beschäftigten Kräfte nicht durchweg auf andere Anstellung während des Winters zählen können. Hier bietet sich Gelegenheit, Zusatzausbildungen nach der pflegerischen Seite zu erwerben, welche die Verwendungsmöglichkeit erhöhen. In Heimen, die der gesundheitlichen Förderung von Kindern dienen, reichen erfahrungsgemäß die Kenntnisse des nur pflegerisch geschulten Personals nicht aus, da auch erzieherische Betreuung der Kinder erforderlich ist. Eine Verbindung von Fachkenntnissen beider Richtungen ist also wünschenswert und läßt bei der Bewerbung auf Bevorzugung hoffen.

M. W.

Fachschwestern.

Ueber den Begriff der Fachschwester sind sich die wenigsten Menschen klar. Er ist aber auch kein scharf umgrenzter, was schon daraus hervorgeht, daß es Wirtschafts-, Büro-, Röntgen-, Laboratoriums-, Hebammen-, Säuglings-, Fürsorge- und Schulschwestern, auch Hortnerinnen oder Kindergärtnerinnen sein können, die unter diese Bezeichnung fallen. Gemeinsam ist allen, daß sie ohne das staatliche Kranken-

Abenteuer in Mailand

Skizze von Jo Hanns Rösler

„Und das soll ich Ihnen glauben?“

Er beugte sich vor. Seine großen, harten Hände schlossen sich fest. „Ja. Das sollen Sie mir glauben.“

Sie lächelte. Ihr schmales, blasses Gesicht blieb ungläubig. „Sie kennen mich seit einer Stunde. Sie stiegen zu mir in das leere Abteil, stellten sich kurz vor und begannen sofort mir Ihre Liebe zu beteuern. Sie müssen mir schon gestatten, daß mich Ihre allzu schnelle und zielsichere Art eher auf ein kurzes Abenteuer als auf eine große Liebe schließen läßt. Uebrigens — wann sind wir in Mailand?“

Er zog seine Uhr. „In ungefähr zehn Minuten.“

„Sie fahren weiter?“

„Ja. Nach Nizza.“

„Dann muß ich Sie warnen. Ich fahre auch nach Nizza. Ich könnte Sie beim Wort nehmen und von Ihnen einige Wochen verlangen, wo Sie nur Stunden zu geben dachten.“

Er sah sie lange an. Unvermittelt sagte er: „Wollen Sie rauchen?“

„Gern.“

Er zog seine goldene Dose aus der Tasche und reichte sie hinüber. „Nein — nehmen Sie von der anderen Seite —, sie sind besser.“

Sie sah kurz auf. Zögerte. „Danke“, sagte sie dann und nahm eine der angebotenen Zigaretten.

Wenige Minuten vergingen in Schweigen. Der Zug verlangsamte seine Fahrt.

Plötzlich sprang sie auf: „Wollen Sie bitte schnell das Fenster öffnen! Mir ist nicht gut. Die Zigarette! Was ist das nur? — die Zigarette . . .“ Sie sank ohnmächtig auf ihren Sitz zurück. Unwillkürlich nahm er ihr die Zigarette aus der Hand und warf sie zum Fenster hinaus. —

Vor dem Verwaltungszimmer des Bahnhofes Mailand staute sich eine neugierige Menge. Man war einer halbohnmächtigen Dame gefolgt, die von zwei Schaffnern aus dem Zug hierher getragen wurde. Hinter ihr ging aufgeregt ein äußerst eleganter Herr, der dauernd auf den Zugführer einsprach.

„Sie bestreiten nach wie vor“, fuhr der Stationsvorstand fort, „der Dame eine betäubende Zigarette angeboten zu haben?“

„Selbstverständlich.“

„Wollen Sie uns Ihr Etui zeigen?“

Er reichte es dem Beamten.

„War es das Etui, gnädige Frau?

Sie nickt schwach.

„Diese Zigaretten?“

„Nein. Die Zigaretten von der anderen Seite.“

Der Herr aus dem Abteil wurde unruhig. „Das ist doch heller Unsinn. Hier ist mein Paß. Lassen Sie die Zigaretten von einem Arzt prüfen. Aber schnell. Mein Name ist Baron Barolli aus Wien. Sie können sich beim österreichischen Konsulat in Mailand telephonisch erkundigen. Konsul Drawe ist ein guter Freund meines Vaters.“

Ein kurzer Telephonanruf bestätigte die Angaben. Ein im Zuge befindlicher Arzt erklärte die Zigaretten für völlig harmlos.

Der Beamte bedauerte: „Sie müssen sich im Irrtum befinden, gnädige Frau.“

Sie lächelte matt: „Sicher. Es tut mir leid.“

Der Zugführer drängte zum Aufbruch: Wollen die Herrschaften die Reise fortsetzen? Der Zug fährt in einer Minute.“

Baron Barolli nickte. Dann wandte er sich an die Dame: „Wäre es Ihnen lieber, wenn ich mein Gepäck in ein anderes Abteil bringen lasse?“

Sie erschrak: „Nein.“ —

Der Zug setzte sich in Bewegung. Sie schritten den Gang entlang, ihrem Abteil zu.

Baron Barolli öffnete die Tür: Erstaunt sah er auf: „Mein Gepäck?“

„Was ist geschehen?“

„Mein Gepäck ist gestohlen. Alle drei Koffer — die Aktentasche. Es waren wertvolle Dokumente darin.“

„Politische?“

Er wandte sich schnell um: „Woher wissen Sie das?“

Sie erwiderte ruhig seinen Blick: „Ich glaubte nur.“

Ein Verdacht stieg in ihm auf. Er lachte gezwungen. „Ich verstehe. Nicht schlecht gemacht. Die Zigarette.“

Sie sagte langsam: „Die Zigarette war ausgezeichnet.“

„Ihre Ohnmacht?“

„Gespielt.“

„Und das ganze Verhör in Mailand?“

Sie sagte kurz: „Eine Komödie.“

„Inzwischen ließen Sie meine Koffer stehlen?“

Sie nickte: „Genau wie Sie sagen.“

Er schloß hart die Abteiltür. Zog den Vorhang vor. „Hören Sie, ich brauche die Aktentasche unbedingt. Ihr Verlust vernichtet meine Karriere. Wohin haben Sie die Tasche bringen lassen?“

„In Sicherheit.“

„Wo ist die Tasche?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie wollen es mir nicht sagen?“

„Nein.“

Er ließ ihren Arm los. Starrte zum Fenster hinaus. Plötzlich klang ihre Stimme hinter ihm: „Warum haben Sie noch nicht gesagt, daß Sie mich verhaften lassen?“

Baron Barolli gab keine Antwort. Die Frau lachte spöttisch: „Verhaften Sie mich doch!“ Und dann: „Wie steht es jetzt mit Ihrer Liebe Baron? Lieben Sie mich noch immer?“ —

Er sah sie an. Lange. Dann sagte er: „Ja.“

„Trotzdem?“

„Trotz allem. Ich liebe Dich. Ich weiß nicht, wer Du bist. Aber ich liebe Dich. Ich weiß nicht, was geschehen wird. Aber ich liebe Dich, Du!“

Ihre Lippen öffneten sich weit, seinen Küssen entgegen. „Jetzt glaube ich an Deine Liebe.“ Ihre Hand strich über sein Haar.

Sein Mund lag auf ihrem Ohr. „Wir werden reisen. Weit in die Welt, wo uns niemand kennt. Ich bin reich genug, meinen Beruf aufzugeben. Wir werden uns ein kleines Haus mieten mit einem großen Garten.“

„In Nizza?“

Er löste sich verwundert aus ihren Armen. „In Nizza? Hast Du denn vergessen, was Du getan hast? Vergißt Du denn, daß die Polizei mich und Dich in drei Tagen verhaften wird, wenn sie erfährt, daß die Akten verschwunden sind?“

Ein frohes Lachen fiel über ihr Gesicht. „Die Akten sind doch nicht verschwunden. Ich habe nur Deine Koffer durch meinen Diener, der im zweiten Waggon des Zuges saß, in Mailand mit dem Wagen nach Nizza vorausgeschickt. Sie sind sicher schon längst in meiner Villa, und Du wirst alles dort vorfinden. Ich habe Dir die Südzimmer einrichten lassen. Verzeih mir die kleine Ueberraschung.“

Er fand sich nicht zurecht: „Aber warum hast Du das alles getan?“

Sie legte ihre Hand auf seinen Mund: „Ich mußte mich doch erst überzeugen, was Du für ein Mann bist. Ich wußte doch nicht, ob Du mich wirklich so liebtest, wie Du sagtest. Man kann als junge Frau, die allein in der Welt steht, nicht vorsichtig genug sein. Jetzt aber weiß ich, daß ich mich Deiner Liebe ruhig anvertrauen kann.“



Deutscher Damensieg bei den internationalen Tennismeisterschaften in Ungarn.

Frl. Hammer-Wiesbaden errang bei den Tennismeisterschaften in Ungarn den Titel der ungarischen Meisterin.

Wie verlobt sich unsere heutige Jugend?

Eine Braut im Hause! Wenn es sich um ein modernes Mädchen handelt, das beruflich tätig ist, dann ist heutzutage wenig davon zu merken. Sie hat ihren und ihres Freundes Entschluß, zu heiraten, den Nächstinteressierten mitgeteilt — und damit fertig. Nun geht sie weiter ihrem Beruf nach, und abends kommt „er“ gelegentlich, oder die jungen Leute gehen zusammen aus; das war aber vorher schon genau so gewesen.

Verlobungszeit — Prüfungszeit. So war das früher: Erst teilte man die Absicht, sich heiraten zu wollen, durch Anzeigen mit, dann spielte sich das Sich-näher-Kennenlernen unter der Aufsicht der Eltern und der ganzen Verwandten- und Bekanntenwelt ab. Anders heute. Die jungen Leute lernen sich erst kennen, wozu sie auch viel mehr Gelegenheit haben, im Berufsleben, im Sport oder in sonstiger Jugendgemeinschaft. Fassen sie dann den Entschluß, sich zu heiraten, so richten sich wohl ihre Gedanken und Interessen auf die künftige Ehe, aber in dem Verhältnis zwischen ihnen ändert sich wenig. Von „Brautstand“ ist kaum etwas zu merken. Das moderne Mädchen vermißt ihn nicht, es ist als Kind seiner Zeit diesen Dingen gegenüber ganz anders eingestellt als frühere Generationen. Anders die Mutter. Sie denkt zurück an die Tage, an denen sie die selbstgehäkelten Kopfkisseneinsätze, die selbstgestickten Hemdenpassen aus dem Hamsterkasten nahm und der Weißnäherin brachte, die im Fremdenzimmer saß; weiße Stoffmassen bauschten sich um sie herum, Kataloge lagen dazwischen — Ausstattungsbetrieb. Und glücklich hatte sie dann die fertigen Dutzendpackungen in dem neuen Wäscheschrank verstaut, der schon für die junge Wirtschaft bestimmt war. Dafür ist heute kein Raum, keine Zeit, kein Geld da.

„Brautstandspoesie“ gehört der Vergangenheit an. Sie begann mit Herzklopfen „ihrerseits“, während „er“ beim Vater war und um ihre Hand anhielt. Es folgte das Verlobungsfest im Kreise der Nächsten mit dem Brautpaar als Mittelpunkt. Und dann weiter die Ausstattungssorgen und -arbeiten und Kochenlernen — und abends kam „er“. Das war die Verlobungszeit, das war Brautstandspoesie. Heute ist es anders. Die heutige Jugend fühlt sich sehr glücklich in ihrem Brautstand, der nach früheren Begriffen keiner ist. Da wird unserer Zeit angepaßt manches vereinfacht, manches gestrichen. Das Verlobungsfest wird gestrichen, und das Hochzeitsfest schrumpft oft zu einem Frühstück nur mit den Eltern und Trauzeugen zusammen. Das Geld, das beides kosten würde, geht in den bleibenden Werten von Möbelstücken auf. „Sie“ ist im Berufe wie „er“, das ändert manches gegen früher. Da können sich die Gedanken des jungen Mädchens nicht viel um all die Dinge drehen, die früher der Braut Lebensinhalt bedeuteten. Sie hat ihren Beruf, und in der Freizeit will sie sich ausruhen, erholen, Freude am Leben haben. Meist wird gemeinsam gewandert, gepaddelt, gesegelt, je nachdem.

Früher trat das junge Mädchen mit der Verlobung aus dem Haustöchterchenhintergrund in die Reihen der Bedeutungsvolleren, ging die Verheiratete durch ihre frauliche Würde immer der Unverheirateten voran, und außer den wenig beruflich tätigen Unverheirateten wurde nur ihr volkswirtschaftliche Bedeutung zuerkannt. Das moderne Mädchen fühlt sich schon teilen gedenken, müssen vor allem die lauterste heutiger Jugend fremd. Die weibliche Jugend freut sich, den Lebenskameraden gefunden zu haben, aber es erschließt sich ihr nicht mit der Verlobung erst das Leben. Sie kann sogar den ersten Verzicht mit sich bringen, wenn das Mädchen mit der Ehe den Beruf aufgeben wird; denn an den Gedanken, nicht mehr über selbsterworbenes Geld verfügen zu können, wird es sich immer erst gewöhnen müssen. So kommt der wehmütige Abschiedsgedanke an die Junggesellenzeit, den früher nur der Mann kannte, heute auch manchem Mädchen, das mit der Heirat schon etwas aufgibt.

Es liegt an den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen, die manches vereinfacht haben; es liegt aber auch an der anderen Stellung der jungen Mädchen im Leben und dadurch dem Leben gegenüber, daß die Zeit des Verlobtseins heute anders aussieht als früher, der Brautstand seine Bedeutung verloren hat. Von „Brautstand“ spricht man schon nicht mehr, ob das Wort „Verlobungszeit“ auch verschwindet? — —

Menschen, welche ihr Leben miteinander zu teilen gedanken, müssen vor allem die lauterste Wahrhaftigkeit gegeneinander sich zur Pflicht machen. Dann können kleine Aeußerlichkeiten wohl die Augenblicke verstimmen, aber der innerste Kern des Bündnisses bleibt davon unberührt.

hn.

Die gezähmte Tigerin

Mexikanisches von Harris Brackett.

Zwölf Reiter zogen ein Seitental der südmexikanischen Sierra Madre hinauf. Eine junge Frau ritt an der Spitze. Brennend rotes Haar hing ihr tief in den weißen Nacken hinab. Ihre dunkelblauen Augen schienen nichts von der Außenwelt zu sehen. Ihr Blick ging wohl nach innen.

Margerita Neri — die Tigerin nannte man sie im Volke — wunderte sich über sich selbst. Sie wußte nicht, warum sie plötzlich unzufrieden mit dem war, was sie bisher erreicht hatte. Stand sie nicht auf der Höhe ihrer Macht? Zitterten nicht Hunderttausende vor ihr, der unbeschränkten Herrscherin von tausend schwerbewaffneten Indianern, vor denen ganze Garnisonen die Waffen gestreckt oder die Flucht ergriffen hatten? War das Ziel, das sie sich einst gesteckt, nicht erreicht worden?

Margerita Neri dachte an Vergangenes. Vor zehn Jahren hatte sie, die Tochter eines holländischen Abenteurers und einer Indianerin, sorgenlos zwischen ihren Landsleuten in den Wäldern von Quintana Roo gelebt. Da waren drei Spanier aus der Hauptstadt gekommen. Sie wußten gut zu reden, und Margeritas Schwester war ihnen zum Opfer gefallen. Der Vater wollte die Schande rächen. Er fiel nur unter den Kugeln der Drei.

Die Rache war von diesem Augenblick an zum Lebensinhalt des jungen Mädchens geworden. Margerita zog nach Mexiko. Ein Jahr lang brauchte sie, um die Indianerin abzulegen und zur Dame zu werden. Und dann erschien sie eines Nachts im vornehmsten Hotel der Hauptstadt, wo einer ihrer Feinde zu Abend speiste. In aller Ruhe erzählte sie vor Dutzenden von Zuhörern die Geschichte ihrer Schwester und ihres Vaters, und dann schoß sie den Mann über den Haufen.

Sie wurde freigesprochen. Sollte eine Frau nicht das Recht haben, die ihrer Familie angetane Schande rächen zu dürfen? Kurz darauf fielen ihre beiden anderen Feinde einem Anschlag zum Opfer. Niemand konnte nachweisen, daß Margerita Neri ihre Hand dabei im Spiele hatte.

Vielleicht dachte das junge Mädchen damals es sei nun genug der Rache. Margerita Neri lernte einen Mann lieben. Sie war die fraulichste unter allen Frauen. Doch als Dritte sich zwischen sie und ihre Liebe schoben, wachte der ganze Haß gegen die Weißen wieder auf. Sie wollte ihr ganzes Leben dem Vernichtungskampf gegen die Rasse weihen, der ihr Vater angehört hatte.

So gründete sie aus ihr treu ergebenen Indianern die straff disziplinierte Bande, die seit sieben Jahren der Schrecken des Landes war. Weit überlegene Kräfte wurden von Margerita Neri besiegt, Vernichtung und Brand bezeichneten den Weg der jungen Frau. Sie hätte zufrieden sein müssen mit dem Erreichten, glücklich über die Rache, die sie hundertfach an der weißen Rasse nahm. Sie wußte nicht, warum sie unzufrieden war.

Heute sollte wieder ein Weißer ihre Macht spüren. Dort drüben lag die Hacienda eines Iren, der als Pferdezüchter weit bekannt war. Er würde sich nicht einen Augenblick wehren, wenn Margerita Neri hundert Tiere von ihm verlangte. Er konnte froh sein, wenn sie ihm das Leben ließ.

Dort lag schon die Hacienda und hinter ihr der Corral mit den Pferden: „Hallo, aufgemacht! Die Tigerin braucht Remonten!“ Was? Niemand öffnete? Und hinter der Brustwehr des Hausdaches sahen ein paar Köpfe herüber, darunter der eines Weißen: „Schert Euch fort! Ich habe bessere Verwendung für meine Pferde, als sie einer Räuberbande zu geben.“

Da hob die Neri die Flinte, um die Beleidigung zu rächen. Doch ehe sie den Kolben an die Schulter brachte, stürzte ihr Pferd zusammen und warf sie in den Sand. Schüsse krachten vom Hausdach. Hinter der Tigerin warfen Indianer die Arme in die Luft und fielen von den Pferden. Der Rest von ihnen floh. Er glaubte wohl, die Führerin sei gefallen.

Doch nur halb betäubt richtete Margerita Neri sich auf. Ein Weißer stürzte aus dem Hause. Ein paar Pferdeknechte folgten ihm mit der Waffe in der Hand. „Ich bin die Tigerin“, sagte die junge Frau. Bisher hatte das Wort genügt, um jeden Mann in die Flucht zu schlagen.



Scheidung der Ehe Prinzessin Broglie-Prinz Bourbon?

Die 73jährige Prinzessin Marie Charlotte Constance de Broglie und ihr 40jähriger Gatte Prinz Bourbon-Orleans.

Die 73jährige Prinzessin de Broglie, die vor Jahresfrist den erst 40jährigen Prinzen Louis Ferdinand von Bourbon-Orleans heiratete, soll sich nach Pariser Meldungen schon wieder von ihrem Gatten scheiden lassen wollen. Der Prinz soll in der Pariser Unterwelt ein häufig gesehener Gast und in alle möglichen Affären verwickelt sein. Die Eheschließung hatte seinerzeit den Protest aller Broglieschen Verwandten erregt.

Doch der Ire lachte nur. Er packte mit seinen großen Fäusten die zierliche Frau im Männeranzug und trug sie ins Haus. Sie wollte sich wehren. Da legte er sie in einen Lehnstuhl und schlug ihr auf die Hände wie einem ungezogenen Kinde. „Prügel müßtest Du haben!“ sagte er. „Prügel für alles, was Du getan hast.“ Und als sie sich auflehnen wollte, schlug er sie mit der Peitsche über die Schulter.

Da sank die Tigerin in den Stuhl zurück und weinte wie ein kleines Mädchen. Alles was sie in diesen sieben Jahren steten Kampfes an weiblichen Regungen unterdrückt hatte, brach mit einem Male aus ihrem Herzen, wo es für immer hatte begraben sein sollen.

Der Ire war nur ein rauher Halbgebildeter. Und doch sah er, was sein Schlag getan hatte. Die Peitsche war sein Zauberstab gewesen, der zum ersten Mal seit vielen Jahren an das Gewissen der jungen Frau rührte. Der Hieb war die Stimme, die zum ersten Mal sagte: „Du hast Unrecht getan!“

Und während nun das Schluchzen den schlanken Körper der Frau erschütterte, hielt ihr der Ire in harten Worten ihre Schuld vor. Doch als sie gerade unter der Last zusammenzubrechen schien, da ergriff er ihre Hände, zog sie an sich und küßte Margerita Neri.

Einen Augenblick lag sie willenlos an seiner Brust. Dann riß sie die Arme auseinander und schlang sie um den Hals des Mannes, der sie vor sich selbst gerettet hatte.

So kam es, daß sie am anderen Tage ihren tausend Indianern vor der Hacienda entgegentrat, als die Bande sie befreien wollte: „Der Kampf ist zu Ende. Wer als friedlicher Arbeiter auf der Hacienda bleiben will ist willkommen. Ihr anderen zieht in die Heimat zurück.“

Kein Wort des Widerspruchs klang ihr entgegen. —

Margerita Neri wurde die Frau des Iren. Die Regierung zog die einstige Bandenführerin nicht zur Rechenschaft. Man war froh, daß die Tigerin sich hatte bändigen lassen.

Der Ire war glücklich mit seiner Frau. Er trug sie auf Händen, und sie erinnerte in nichts mehr an das Mannweib, das einst eine Räuberbande beherrschte. Doch sie blieb nicht lange bei ihm und den Kindern, die sie ihm schenkte. Denn als eines Tages ein betrunkener Pferdeknecht sein Messer gegen den Iren schleuderte, warf sie sich dazwischen, und der Stahl fuhr ihr in die Brust.

Ihr letztes Wort war eine erstaunte Frage: „Einst wollte ich alle Weißen vernichten. Warum bin ich jetzt glücklich darüber, daß ich für einen Weißen sterben kann?“

Kinderlaute

Denken wir Mütter an den Weg zurück, den unsere Kinder beschritten, um zu einer grammatikalisch und orthographisch richtigen Sprache zu gelangen, dann verweilen wir nur zu gern bei dieser Erinnerung, die mit zu den schönsten unseres Mutterdaseins gehört.

Die Sprache unseres Kindes! Zuerst bestand sie aus Lauten ohne Sinn und Wesen, dann formte sie sich zu eigenen, dem Klange nachgebildeten Worten, zu diesem süßen Kauderwelsch, das meist nur den Eltern verständlich ist. Diese Kindersprache steht zu uns selbst in einem so engen Zusammenhange, daß wir sie von unserem wachsenden Verhältnisse zum werdenden Kinde gar nicht trennen können. Wenn unser Kleinchen seine Schuhchen „Uff“ nennt, dann ahmt es damit, den Laut der Mutter nach, die das Anziehen mit diesem Ruf begleitet, wenn es eine Blume mit „Hatzi“ bezeichnet, sich das schwierige Wort „Kartoffel“ durch „Kukudel“ vereinfacht, dann sind das Klänge, den Elternaussprüchen abgelauscht.

Doch allmählich wächst die Sprache unseres Kindes über diese erste primitive Ausdrucksfähigkeit hinaus, sie hält Schritt mit dem weltereilenden Verstande. Die uns so lieben Worte aus Kleinkindertagen werden immer mehr beiseitegeschoben, das Sprachvermögen erweitert sich und wir Eltern helfen dabei mit.

Und eines Tages, ich glaube, da kommt es den meisten Müttern einmal plötzlich zum Bewußtsein, daß aus ihrem Kleinkinde ein großes Mädel oder ein großer Bub geworden ist, die — — wahrhaftig — — sich schon ganz einwandfrei auszudrücken verstehen. Und so ein bissel Wehmut überschleicht wohl jede Mutter beim Erinnern an die ersten hellen Kinderlaute, an die Sprache, die eben nur dem eigenen Kinde gehörte und die nun nach und nach verklungen ist.

Aber siehe da! Plötzlich taucht mitten im vernünftigen, wohlerlernten Deutsch so ein kleines, dummes Wort wieder auf, das ist hängengeblieben, aus ersten Kindertagen. Der Vater horcht auf, er will es berichtigen und erklären, aber da trifft ihn ein rascher, bittender Blick. Ja, so sind wir Mütter!

Das kleine, dumme Wort hat ein glückliches Lächeln hervorgerufen und schwebt in der Luft und hat einen zarten, schimmernden Glanz.

So ein kleines, dummes Wort! Alle anderen sind erklärt, zergliedert, berichtigt, tastender Kinderverstand hat Besitz von ihnen ergriffen, aber dieses eine ist übrig geblieben, vergessen übersehen, was weiß ich! Es steht da, wie ein einsames Blümlein auf sonniger Au, das sich im Winde wiegt und still vor sich hin lächelt.

Und dann kommt doch ein Tag, an dem auch dieses Wort weichen muß, an dem verschämter Kindermund bekennt: „Es heißt gar nicht so, wie ich sagte, ich bin von den andern ausgelacht.“

Dann küßt wahrscheinlich eine Mutter ihr Kind auf das errötende Gesichtchen und erzählt ihm, daß wir alle lernen müssen — ständig — unser ganzes Leben lang.

Aber das kleine, liebe dumme Wort ist tot — mit ihm verblaßte ein letzter Schimmer von Hilflosigkeit und kindlichem Geborgensein.

J. Dittmar.

pflegeexamen den Anschluß an eine Schwesternschaft suchen, die sich von vornherein darauf eingestellt hat, neben den Krankenpflegeschwestern auch Fachschwestern aufzunehmen. Durchweg müssen Anwärterinnen dieser Art eine vollwertige berufliche Ausbildung in ihrem Spezialfach nachweisen, wo eine staatliche Prüfung eingeführt ist, muß diese abgelegt worden sein. Vor der Aufnahme in die Schwesternschaft soll alsdann eine Probezeit von 6 bis 12 Monaten die Eignung dazu nachweisen. Innerhalb dieser Frist beteiligt sich die Bewerberin an einem Samariterkursus, der sie befähigt, bei Unfällen erste Hilfe zu leisten und der eine Zusatzausbildung zu ihrer Fachschulbildung darstellt. Zu den Aufnahmebedingungen der Fachschwester gehört Unbescholtenheit, geistige und körperliche Tauglichkeit, gute Familienerziehung und höhere Schulbildung. Das 18. Lebensjahr muß vollendet, das 32. soll nicht überschritten sein. Ist die Aufnahme in die Schwesternschaft erfolgt, so steht die Fachschwester auch der Krankenschwester gleich. Die Ausbildung zur Wirtschafts- und Küchenschwester gewähren auch manche Schwesternverbände, sie findet in den Wirtschaftsbetrieben verschiedener Krankenanstalten statt. Der evangelische Diakonieverein z. B. sieht eine Ausbildungsdauer von 14 Monaten vor, die naturgemäß gleichfalls nicht zum staatlich vorgeschriebenen Krankenpflegeexamen führt, wohl aber durch entsprechenden weiteren Ausbau der theoretischen Kenntnisse bis zum Examen der staatlich anerkannten Haushaltpflegerin fortgesetzt werden kann. — Eine besondere Form der hauswirtschaftlichen Ausbildung bietet auch der Hausschwesternverband in Magdeburg. In der dortigen städtischen Haushaltungs- und Gewerbeschule findet der einjährige Lehrgang statt, und nach dreijähriger bezahlter hauswirtschaftlicher Praxis im Privathaushalt der gleichfalls einjährige Oberkursus. Die Schwestern haben die Wahl zwischen der Ausbildung für Haushalt und Küche und derjenigen für Säuglings- und Kinderpflege, für die letztere ist der Oberkursus in einem Kinderkrankenhause abzuleisten. Den Abschluß bildet eine staatliche Prüfung und nach deren Bestehen die Aufnahme als Vollschwester in den Verband. Für Hausschwestern, die wie Kindergärtnerinnen entlohnt werden, besteht fast immer eine rege Nachfrage, daß das Angebot ihr nicht voll genügt.

G.